

die erstmals 1165 urkundlich hervortrat und 1925 eingemeindet wurde, stand stets deutlich hinter der Nachbarstadt zurück, konnte aber zeitweise von einem eigenen Markt profitieren und war bis ins 15. Jahrhundert Sitz des Grieser Landgerichtsbezirks. Zu dieser Zeit lebten schätzungsweise 350 bis 400 Personen in der Gemeinde.

Eben jene Angehörige der Pfarre waren es, die im Lauf der Zeit durch Stiftungen das Kirchengut anwachsen ließen und somit ein Interesse an der Ausstattung der Kirche sowie der korrekten Wirtschaftsführung hatten. So erklärt sich auch der Entstehungszusammenhang der Quelle, den Obermair und Stamm in Abgleich mit dem historischen Forschungsstand erläutern. Zwei von der Gemeinde gewählte Kirchpröpste verwalteten das Fabrikgut, welches in Abgrenzung zum Benefizialgut für den Pfarrer einzig dem Erhalt und der Ausstattung der Kirche zukam, und hatten nach jedem Amtsjahr Rechenschaft abzulegen. Ferner wird der Aufbau des Rechnungsbuchs mit Details zu Einnahmen und Ausgaben dargelegt, sodass die wirtschaftlichen und materiellen Grundlagen des Gemeindelebens klar zu Tage treten. So mussten beispielsweise zahlreiche Handwerksarbeiten entlohnt, neue Messgewänder angeschafft und ein kostbares Fastentuch bezahlt werden. Immenser Aufwand war auch mit dem Gießen einer neuen Glocke durch einen Prager Meister verbunden. Gedeckt wurden diese Kosten überwiegend durch Spenden sowie Zinseinnahmen aus Grundbesitz und verpachtetem Vieh (sogenannte Immerkühe), vorherrschend waren also monetäre Einnahmen gegenüber Naturaleinkünften. Die Zahlungsmoral der Zinspflichtigen ist jedoch, dies zeigt das Rechnungsbuch sehr eindrücklich, bestenfalls unstetig zu nennen, die Schuldbeträge wurden häufig mit erheblicher Verspätung oder nur zum Teil beglichen. Die tatsächlichen Saldi der Buchführung sind nur unvollständig rekonstruierbar, da Einnahmen und Ausgaben getrennt aufgeführt werden und heute nicht immer zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Trotz der simplen Ausführung lässt der Grieser Codex neben dem ungedruckten, wenig älteren Urbar von 1463 aber das Ausmaß von Schriftlichkeit erahnen, das in der ländlichen Gemeinde gepflegt wurde. Unter den Ausgaben findet sich der Lohn für die Schreibearbeit eines Notars sowie für Ankauf und Bearbeitung mehrerer Bücher.

Der Editionsteil (53–103) folgt größtenteils den anerkannten Bearbeitungsrichtlinien für mittelalterliche Amtsbücher von Walter Heinemeyer, Abweichungen sind einleitend angeführt. Dank der Nummerierung sind die Einzelposten über den Begleittext, einen kommentierten Sachweiser sowie ein Orts- und Personenregister rasch zugänglich. Neben zwei hilfreichen Karten sind drei weitere Abbildungen zu begrüßen, die einen Blick auf die Originalhandschrift erlauben. Der schmale, aber wertvolle Band ist zu einem moderaten Preis erhältlich, bei Quelleneditionen leider keine Selbstverständlichkeit.

*Christian Hagen*

MATTHIAS DALL'ASTA (HRSG.): Johannes Reuchlin: Briefwechsel (Band 4: 1518–1522). Dt. Übersetzung von Adalbert Weh. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 2011. 239 S. ISBN 978-3-7728-2018-2. Kart. € 38,-.

Die deutschsprachige Leseausgabe des vierten und letzten Bandes des Reuchlin-Briefwechsels erscheint vor der zweisprachigen historisch-kritischen Ausgabe, in der sich die Fertigstellung des Bandes aus äußeren Gründen verzögert hat. Der inzwischen verstorbene Georg Burkard hat eine wie stets gut lesbare deutsche Übersetzung hergestellt. Eine genauere Beurteilung der Übersetzung ist mangels der Vorlagen nicht möglich und muss einer späteren Rezension vorbehalten bleiben. Einzig die Höflichkeitsformen, Lobsprüche und Exordialtopoi des lateinischen Briefstils lesen sich auf Deutsch manchmal etwas

schwerfällig, doch war es richtig, sie so genau wiederzugeben; sie gehören zur gelehrten Kommunikation der Zeit, für die es keine adäquate Entsprechung im gegenwärtigen Deutsch gibt.

Der Band enthält die Briefe aus Reuchlins letzter Lebenszeit (1518–1522) und damit zugleich aus der Endphase des Prozesses um seinen ›Augenspiegel‹ in Rom, den er zuletzt verlieren wird. Ein nicht geringer Teil ist diesem Prozess gewidmet, Reuchlins Versuchen, ihn doch noch, trotz Austausch der Prokuratoren, zu seinen Gunsten zu wenden, und der raschen Verschlechterung des Klimas im Zuge der ersten Auseinandersetzungen um die Reformation. Anfangs noch selbstgewiss, doch dann immer resignierter, sucht Reuchlin einen günstigen Ausgang. Immer noch bestärken ihn seine humanistischen Freunde in seinem Kampf gegen die ›Mönche‹, doch ist das Feuer der früheren Kämpfe verrauht. Reuchlin agiert zunehmend vorsichtiger, in unterwürfigen Schreiben an römische Kardinäle, in Verhandlungen mit der Gegenpartei, die schließlich zur Einigung führen, und als alles nicht hilft und die Gegner beim Papst die Verurteilung des Buchs erwirken, mit dem juristisch abgestützten Versuch, die Sache vor die weltlichen Gerichte, d.h. vor den Kaiser, zu ziehen. Doch ist er offenbar noch weiter gegangen und hat sich nach verlorenem Prozess den kirchlichen Autoritäten geradezu selbsterniedrigend unterworfen, wobei er vor allem seine Distanz zu Luther als Zeichen seiner Ergebenheit betont.

In der Tat war der ›Reuchlinstreit‹ zunehmend von den Anfängen der Reformation überschattet (als deren Vorläufer er ja traditionell in den Handbüchern behandelt wird): Den kirchlichen Institutionen, deren humanistisch gebildete Repräsentanten den Kampf des gelehrten Juristen, Gräzisten, Hebraisten gegen die ressentimentgeladene Dumpfheit der Kölner Dominikaner und den getauften Juden Pfefferkorn unterstützt hatten, musste seit 1517/18 die Gefährlichkeit humanistischer Studien gegen kirchliche Autoritäten aufgehen, insbesondere die Gefahr einer mit den Waffen der Philologie gerüsteten Bibellektüre und einer daraus abgeleiteten Reform der Kirche ›an Haupt und Gliedern‹. Auch einer Reihe anderer prominenter Humanisten – Erasmus von Rotterdam, Willibald Pirckheimer, um nur Reuchlins Briefpartner zu nennen – ging Luther zu weit. So bildet der Briefwechsel auch die Spaltung des älteren humanistischen Lagers ab.

Doch nicht, wie in der Einleitung dargestellt, das Verhältnis des alten Reuchlin zu seinem Neffen Melanchthon ist dafür am aussagekräftigsten. Es bleibt auf der Oberfläche zumindest intakt; noch in seinem letzten Brief (18.3.1520) tut Melanchthon so, als würde er, auch wenn er im Gegenteil entschlossen war, in Wittenberg zu bleiben, sofern der Onkel ihm zuriete, sogar einem Ruf nach Ingolstadt folgen, in die spätere Hochburg der Altgläubigen; in dieser Frühphase gibt es selbst für Johannes Eck freundliche Worte. Dagegen markiert am deutlichsten ein Brief des Ulrich von Hutten (22.2.1521) den Bruch zwischen der älteren Humanistengeneration und dem jüngeren Reformationshumanismus. Hutten erinnert Reuchlin vorwurfsvoll an das, was die Freunde für ihn getan haben, rechnet enttäuscht mit seinem Lavieren ab, wirft ihm höhnisch sklavische Schmeichelei gegenüber dem Papst und den Kurialen vor und tritt entschlossen für die Fortsetzung des Kampfes auch ohne Reuchlin, jetzt im Zeichen der Reformation, ein.

Im Übrigen ist der Kreis der Briefpartner enger geworden – immerhin, sogar Luther und Erasmus sind darunter –, doch ist Reuchlin wie zuvor die große Autorität geblieben. Immer wieder geht es um Bücher, die man hat, austauscht, in den Druck gibt, im Stich lassen muss, jedenfalls wie die Luft zum Atmen braucht. Die Briefe geben aber auch Auskunft über die Bedrängnisse der letzten Jahre, so infolge der Niederlage Ulrichs von Württemberg, der vorübergehenden Besetzung Stuttgarts durch den Schwäbischen Bund, der Rückkehr des Herzogs, der Flucht vor der Pest nach Ingolstadt, der unbefriedigenden Lehrtätigkeit dort, der demütigenden Geldsorgen, des rührenden Mangels im Alltag

– selbst an einer Schere, die Nasenhaare zu schneiden fehlt es. Doch sprechen sie auch von der großzügigen Hilfe des Freundes Pirckheimer, der Rückkehr in die Heimat und der letzten Bestallung an der Universität Tübingen. In seinem letzten erhaltenen Brief (22.2.1525) spricht der alte Hochschullehrer von seiner künftigen Lehrtätigkeit in Griechisch und Hebräisch: »Wir werden, jeder einzelne von uns, die Grundlagen für eine neue Zukunft legen« (208). Das klingt noch so optimistisch wie Huttens Brief von 1518 an Pirckheimer; die nachfolgenden Wirren, die dieser Hoffnung zu widersprechen schienen, blieben Reuchlin erspart.

Der Band bezeugt noch einmal das gelehrte Netzwerk des älteren Humanismus, lässt ein plastisches Bild vom geistigen Klima in der frühesten, scheinbar noch offenen Phase der Reformation entstehen, gibt aber auch bewegend Einblick in die Nöte eines alten Mannes, der einmal einer ganzen Generation seine Stimme geliehen und ganz zuletzt nach einer glänzenden Laufbahn als Jurist, Fürstendiener, Hochschullehrer mit den Widrigkeiten des Alters und einer heraufziehenden neuen Zeit zu kämpfen hatte.

*Jan-Dirk Müller*

PETER MATHESON (BEARB.): Argula von Grumbach. Schriften (Quellen und Forschungen zur Reformationgeschichte, Bd. 83). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. 168 S. m. Abb. ISBN 978-3-579-05374-5. Geb. € 39,95.

»Ein geborener Lutherischer Hurensack und ein Tor zur Hölle« titulierte ein erboster Zeitgenosse Argula von Grumbach. Sie, eine Frau, hatte es gewagt, im katholischen Bayern öffentlich für Luthers Sache Partei zu ergreifen. Bei Luther fand ihr mutiges Bekenntnis begeisterte Zustimmung. »Ein einzigartiges Werkzeug Christi« nannte er sie, und hoffte: »Auf dass Christus durch dieses schwache Gefäß vernichte die Mächtigen und Herrlichen!«

Argula kannte Luther persönlich und hatte alle seine deutschen Schriften gelesen. Sie selbst verfasste acht Schriften mit reformatorischem Gedankengut, die großen Zuspruch fanden. Sie agierte am Rande der großen Reformationspolitik, nahm an Reichstagen teil und suchte 1530 im Abendmahlsstreit zwischen den Lutheranern und den Oberdeutschen zu vermitteln. Cyriacus Spangenberg stellte sie auf eine Stufe mit Sara, Rebecca, Maria »und anderen Frauen der Evangelien«.

In den Publikationen im Umfeld der Reformation ist Argula von Grumbach keine Unbekannte. Ihre Texte wurden in Sammelbände der Flugschriftenliteratur aufgenommen: z.B. Flugschriften der frühen Reformationsbewegung (1518–1524), Bd. 2, hrsg. von A. Laube u. a., Berlin 1983; Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts 1501–1530, hrsg. von H.-J. Köhler, Leiden 1978–1987. Doch galt das Interesse der Forschung bisher mehr der regional- und genderspezifischen, weniger der historisch-theologischen Dimension ihres Wirkens. 1992 machte Silke Halbach Argulas Schriften umfassend bekannt (Argula von Grumbach als Verfasserin reformatorischer Flugschriften ..., Frankfurt a. M. 1992), ohne dass diese selbst als wissenschaftliche Quelle erschlossen waren.

Mit der von Matheson vorgelegten Edition wird nicht nur dieses Desiderat beseitigt. Die Überlieferungsgeschichte der Texte bietet auch eine solide Basis für weiterführende Forschungen. Der Herausgeber, durch zahlreiche Beiträge über die bayerische Adlige bekannt (z. B. Argula von Grumbach. A Woman's Voice in the Reformation, Edinburgh 1995), weist sich damit als der Argula-Spezialist schlechthin aus. Bereits in den vorangestellten biographischen Daten wird dies deutlich, wenn er mit schlüssigen Argumenten das strittige Sterbejahr (1554 bzw. 1563/64) auf das Jahr 1556/57 festlegt (25, Anm. 1).